

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum
 „Südungarischen Lloyd“.

Nr. 24. 1886.

Die geheimnißvolle Gräfin.

Historische Novelle

von

Eugen Hermann.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

„Du hast Recht,“ sagte Graf Felix R. zu Georg auf dessen mahnende Worte, „ich vergaß das Joch der Pflicht. Ich habe es an meinen eigenen Verwandten erfahren, wie Ihr vor dem jetzigen Polizeiregiment zittern müßt, mein Schwager hat sogar die Korrespondenz mit mir eingestellt, seit ich damals in Liegnitz ihn besuchte. Er war stets eine ängstliche Natur, nun, ich verzeihe ihm, und Dir kann ich es auch nicht verdenken, daß Du vorsichtig geworden bist; es scheint, Du bist auf dem Wege, eine glänzende Carrière zu machen, ich höre, Du erfreust Dich der besonderen Protection der gestrengen Herren, welche den alten Arndt und Vater Jahn ihrer Aemter entsezt.“

Es lag ein bitterer, verletzender Sarkasmus in den Worten des Grafen, derselbe schien keine Ahnung davon zu haben, daß man feinetwegen seinen Schwager verdächtigt und Georg in Untersuchung gezogen halte. Georg war nahe daran, eine Anspielung hierauf zu machen, aber er unterließ es. Er sagte sich, daß, wenn er dieses Thema anrege und Felix erkläre, er sei der Verfasser der Broschüre, er, Georg, alsdann nicht mehr versichern könne, ihm fehle die Gewißheit, daß er dann verpflichtet sei, bei einem etwaigen Verhöre die Wahrheit zu bekennen.

„Ich stehe im Dienste der Regierung,“ versetzte er, „und nicht, um dadurch bessere Carrière zu machen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gehorsam gegen die Befehle und die Obrigkeit Pflicht jedes Beamten und jedes Staatsbürgers ist, daß das Wohl des Vaterlandes durch Leute gefährdet wird, die Mißvergüßen säen und damit nichts bessern, nur ihre Anhänger in's Gefängniß bringen können — in dieser Ueberzeugung erhebe ich den Ausdruck von Sympathien, die ich deshalb nicht ausbebe. Ich heuchle nicht, ich bin kein Renegat, aber ich bin auch kein Verräther an beschworener Pflicht. Reden wir daher lieber von anderen Dingen. Ich begreife übrigens nicht, wie Du eine Einladung zum Fürsten Radziwill erhalten konntest, wenn Du hier unter falschem Namen angemeldet bist.“

„Ich habe keine Einladung erhalten,“ antwortete Felix in völlig veränderter, kühler Tone, „ich wollte Jemand sprechen, den ich sonst nicht aufsuchen kann, ohne mich zu nennen, und rechnete darauf, daß unter mehreren hundert Geladenen ein Ungebetener nicht bemerkt wird. Es ist gelungen, ich habe meinen Zweck erreicht, und da ich Dich auch gesehen habe, werde ich diese Stadt der Kasernen und Statuen morgen verlassen.“

Georg war einerseits damit zufrieden, daß der Freund seine Wünsche beachtete, aber der kühle Ton, den Felix angeschlagen, berührte ihn schmerzlich, er fühlte, daß R. das Band der Freundschaft als gelöst ansehe, und soweit mochte er um so weniger gehen, als die Verklündigung der Abreise des Freundes ihm dies unnötig erscheinen ließ. Dann aber erregte ihn auch der Gedanke, daß Felix vielleicht nur nach Berlin gekommen, um Olga zu sprechen. Er mußte hierüber Gewißheit erhalten, er mußte erfahren, ob Felix in ihr eine Geliebte aufgesucht oder gar eine Genossin seiner geheimen Pläne, oder beides. Liebt Olga den Grafen, dann war es erklärlich, daß sie ihn schroff zurückgewiesen; aber selbst in dem Augenblick, wo er zitterte, in Felix einen glücklichen Rivalen zu sehen, bebte er in Gedanken vor der Gefahr, welche Olga bedrohte.

Es mußten gefährliche Intriguen sein, zu deren Träger sich Felix R. gemacht, wenn er es nicht wagen durfte, unter seinem Namen nach Berlin zu kommen, und wenn er es wagte, mit falschem Pässe in einer Stadt aufzutreten, wo die Polizei argwöhnischer als je Fremde und Einheimische beobachtete.

„Ich sah Dich mit Fräulein Dublinska sprechen,“ nahm Georg das Wort, indem er den Blick forschend auf Felix heftete, „war sie es, die Du aufsuchen wolltest?“

Felix erröthete heftig. „Du forderst Rücksichten für Dich,“ antwortete er, „Du darfst also auch keine neugierigen Fragen stellen, Du selbst hast das vertrauliche Verhältniß zwischen uns gelöst. Uebrigem könnte Dich ja Deine Pflicht zwingen, meine Geheimnisse zu verrathen.“

„Ich könnte Dir den Beweis liefern,“ entgegnete Georg, „daß ich einen Freund nicht verrathe; was ich von Dir erbeten, soll uns nicht einander entfremden, sondern nur mich vor der peinlichen Situation schützen, der Freundschaft oder der Pflicht schwere und dabei unnötige Opfer zu bringen; ich will Deine die Polizei angehenden Geheimnisse nicht wissen, aber ich hoffe deshalb um so mehr Dein Freund bleiben zu können. Ich dränge mich nicht in Dein Vertrauen, Felix, aber wenn ich von der Sorge schweige, daß Du schon selber viel wagst, darf ich Dich doch ermahnen, in Bezug auf Andere vorsichtig zu sein. Du kennst die hiesigen Verhältnisse nicht, Du ahnst es nicht, wie weit das Auge der Polizei reicht —“

„Ich weiß es,“ unterbrach ihn Felix, „ich traue Keinem, aber nie wird ein Pole den Anderen verrathen, wenn es die Interessen des Vaterlandes gilt.“

„Du verstehst mich falsch. Das Fräulein v. Dublinska ist in abhängiger Stellung, die Familie Radziwill ist eng mit dem Hofe liirt.“

„Die Familie Radziwill gehört zu den edelsten Geschlechtern Polens. Fräulein Dublinska ist eine Patriotin, deren Eitern die Russen gemordet und der die Radziwill ein Asyl gegeben. Ich antworte Dir, wie Du mir, Du kennst die Polen nicht, sie halten etwas fester zusammen, als die Deutschen.“

Damit erhob sich der Graf, Georg mußte es ausgeben, weiter zu forschen. Felix nahm Abschied. „Wir thun besser,“ sagte er, „das Haus nicht zusammen zu verlassen. Es wäre möglich, daß Du doch durch mich kompromittirt würdest. Lebe wohl. Auf Wiedersehen in einer besseren Zeit.“

Es war ein kalter Händedruck, mit dem sich die Freunde trennten, aber Georg mochte Felix nicht zurückhalten, er fühlte, daß es so besser sei, ihre Wege gingen ja doch aus einander.

Georg verließ das Cabinet einige Minuten später als Felix, er befand sich in unbeschreiblicher Verstimmung, es lag wie der Druck einer bösen Ahnung auf ihm, daß diese Begegnung für ihn verhängnißvoll sein könne. Die Ahnung sollte bald genug Nahrung erhalten. Um nicht Felix direkt zu folgen, der den Ausgang nach der Treppe gewählt, nahm er seinen Weg durch die Restaurations-Lokalitäten, in denen sich noch Gäste befanden. Sein erster Blick fiel auf einen Tisch, an welchem ein Herr bei einer Flasche Rothwein saß, er konnte sein Erschrecken kaum verbergen — es war Sperber. War dieser Spion der Polizei nur zufällig hier, oder war er ihm und Felix gefolgt?

Es schien, als sei das Letztere der Fall, es war Georg, als überraschte es Sperber, ihn allein zu sehen. Der Spion begrüßte ihn, er wollte dankend vorüberschreiten, aber Sperber trat auf ihn zu.

„Ein Wort, Herr v. Tota,“ sagte er mit widerlich verbindlichem Lächeln, „ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen. Ich bitte mir zu verzeihen, daß ich nicht geahnt, welch' ausgezeichneten Herrn ich vor mir hatte. Darf ich es wagen, Sie zu bitten, mit mir ein Glas Wein zum Zeichen, daß Sie mir nicht grollen, zu trinken? Ich bin zwar nur ein untergeordneter Mensch, Sie sind vielleicht zu stolz.“

„Lassen wir das, Herr Sperber,“ unterbrach ihn Georg, der sich entschlossen, lieber mit dem Manne ein Glas Wein zu trinken, als den gefährlichen Menschen durch Zurückhaltung zu reizen, „es ist zwar schon spät, aber wenn Sie mich sprechen wollen, stehe ich zu Diensten.“

„Sie erweisen mir eine große Ehre, Sie machen mich glücklich. Aber Sie waren wohl auf dem Feste beim Fürsten Radziwill? Ist das schon so früh zu Ende?“

Georg sah seinen Argwohn bestätigt und es war ihm lieb, die Frage beantworten zu können, um Sperber's etwaigen Verdacht, daß er Geheimnisse treibe, zu zerstreuen.

„Ich bin vor dem Souper fortgegangen, ich traf einen alten Bekannten,“ erwieberte er. „Wir haben schon hier bei Zagor eine Flasche geleert, wundern Sie sich also nicht, wenn ich nur mit einem Glas Bescheid gebe.“

„Ah, ein alter Bekannter!“ sagte Sperber. „Ja, das Angenehme hat Berlin, man trifft Leute, die man lange nicht gesehen, Jeder kommt einmal nach der Residenz.“

„So ist es.“

„Ihr Freund ist schon nach Hause gegangen?“

„Ja, er fühlte sich milde.“

Das Gespräch flohte. „Sie haben das Glück gehabt, unsere schöne Reisegefährtin wiederzusehen,“ begann Sperber, plötzlich das Thema wechselnd. „Wer hätte geahnt, daß sie ein so vornehmes Haus aufgesucht, da sie mit der ordinären Post fuhr.“

„Sie ist wohl unbemittelt.“

„Die Gunst der Prinzessin wird diesen Mangel korrigiren, Sie wissen es, daß einer unserer Reisegefährten sich von ihr schon einen Korb geholt!“

Georg erröthete heftig. Obwohl es kaum glaublich erschien, daß Sperber mit diesen Worten auf ihn anspiele und ihn nur ausforschen wolle, setzte ihn doch diese Bemerkung in Verwirrung.

Sperber lächelte, Georg hatte sich verrathen. „Der süßlich aussehende Herr,“ fuhr er fort, „der sich im Wagen so schläfrig zeigte, hat ihr einen Antrag gemacht. Er ist im Geschäft des Bankiers M., er hat Geld, aber sie hat ihn tüchtig abfallen lassen.“

Georg hatte sich wieder gesammelt. „Davon wußte ich nichts,“ sagte er. „Fräulein Dublinsta scheint mir überhaupt eine Dame zu sein, die es Keinem leicht macht, sich ihr zu nähern.“

„Weil Keiner den richtigen Weg dazu wählt,“ entgegnete Sperber.

„Hätte Korus sich bei mir Rath geholt, er hätte die Werbung unterlassen oder sich wenigstens einen sanfteren Korb geholt. Die Dame ist Polin, damit ist Alles gesagt. Es glüht unter der Asche, es ist etwas im Werke, und wer eine so fanatische Polin, wie diese Dame, erobern will, muß seine Haut für Polen zu Markte tragen.“

„Gestern noch hätte Georg über einen solchen Argwohn gelächelt, heute erfüllte ihn derselbe mit Besorgniß, der Spion schien gut unterrichtet.“

„Ich bin überzeugt,“ versetzte er, „daß Sie sich täuschen oder doch zu weit gehen. Das Fräulein würde wohl Polen nicht verlassen und sich nicht einer unserem Königshause so nahe stehenden Familie angeschlossen haben, wenn sie Bestrebungen billigte, welche die preussische Politik und Regierung verdammt.“

Sperber lächelte geheimnißvoll. „Verehrter Herr,“ erwiderte er, „die Radziwills sind Polen und die Verbindungen mit unserem Königshause ändern darin nichts. Einzelne Glieder der Familie unterwerfen sich freilich der gesunden Vernunft, die ihnen sagt, daß das Schicksal ihres Vaterlandes nur trauriger werden kann, wenn ein Aufstand losbrechen sollte. Andere aber bewegt schon der Ehrgeiz und die Eifersucht auf die Czartorski und andere Polen, welche nach der Krone trachten, hinter denselben nicht zurückzutreten. Sie wissen es vielleicht nicht, daß schon vor Kurzem eine Verschwörung entdeckt wurde, man hat die Sache geheim gehalten und im Geheimen den Verschworenen den Prozeß gemacht. Man hat in dieser Verschwörung nicht nur eine Nachwirkung der spanischen und italienischen Revolution gesehen, sondern auch die Verbindung mit russischen Verschworenen entdeckt; der Geist des Aufruhrs spukt überall, und deshalb ist die Polizei der Großmächte vereint in dem Eifer, die Unruhmäcker unschädlich zu machen, wo man sie findet, man dient damit dem Wohle der Völker, es ist eine edle Aufgabe, der die Polizei sich geweiht.“

Der Mann erschien Georg weniger verächtlich, als er so sprach;

faßte er die Aufgabe der Polizei in dieser Weise auf, dann schwand das Gefäßige der Spionage, das scheinbar im Widerspruch mit dem Grundsatz Friedrich Wilhelm's III., „die Gemüther nicht zu reizen, sondern zu kalmiren,“ stand. Wie sollte man gefährlichen Agitationen rechtzeitig begegnen, ehe sie schädlich wirkten, wenn man nicht spionierte?

Und Georg hatte den Beweis, daß Spionage, mochte das Handwerk noch so etel sein, nicht überflüssig war, trat doch ein Freund von ihm in Berlin unter falschem Namen auf und mußte er doch fürchten, daß derselbe Olga zum Werkzeuge verbotener Bestrebungen zu machen versucht! Felix ahnte nicht, daß er beinahe Georg's Existenz vernichtet, daß er die seines Schwagers gefährdet, sollte er nun auch Olga's Zukunft gefährden?

„Ich habe leider keine Gelegenheit, mich dem Fräulein wieder zu nähern,“ sagte er, „sonst würde ich sie warnen, obwohl sie mir eher Mißtrauen als Vertrauen zeigt. Hoffen wir, daß Sie sich in ihr täuschen, daß ihre Vernunft Versuchungen zurückweist. Sie ist ja auch eine Dame, Damen nehmen doch nicht so leicht an Verschwörungen Theil.“

Ueber Sperber's Antlitz glitt ein triumphirendes Lächeln, als er entdeckte, daß Georg keine Hoffnungen habe. Die offene, dem Gefühl entquollene Erklärung schien ihn aber eher zu enttäuschen, als angenehm zu berühren. Er schaute Georg an, als zweifle er, daß derselbe es so meine, wie er spreche. „Das klingt ja fast,“ sagte er, „als ob Sie

gar keine Sympathien — ich meine natürlich harmlose, erlaubte — für Polen hätten! Haben Sie nicht auch für das Ideal der Völkerfreiheit geschwärmt?“

Sperber hob bei diesen Worten sein Glas, es klang wie leiser Vorwurf aus seinen Worten, es war, als wolle er mit Georg auf etwas anstoßen, was man denken, aber nicht aussprechen durfte, er schien sich den Anschein geben zu wollen, als sei auch ihm die Erinnerung an verblichene poetische Träume der Jugend schmerzlich und wehmüthig.

Hätte Georg nicht einen unbesiegbaren Widerwillen gegen diesen Mann gehegt, der Einfluß der späten Abendstunde, des genossenen Weines hätten die Verachtung vermehrt, sich Erinnerungen

hinzugeben, so aber genügte ein Blick auf Sperber, um ihn daran zu mahnen, daß er einen Spion der Polizei vor sich habe, und den Eindruck zu verwischen, den Sperber's Erklärungen hervorgebracht.

„Sie haben selbst nachgewiesen, wie bedenklich solche Träume sind,“ versetzte er, „ich habe gelernt, mit der Wirklichkeit zu rechnen, und das erinnert mich daran, daß ich morgen einen freien Kopf zur Arbeit haben muß. Entschuldigen Sie daher, wenn ich aufbreche.“

Sperber zeigte die verbindlichste Miene, aber er sandte Georg, als dieser sich empfahlen, einen Blick giftigen Hasses nach. „Ich werde Dich doch noch fangen,“ murmelte er, „bist Du auch glatt wie ein Kal.“

Am anderen Tage meldete er Herrn v. Zschoppe, daß der fremde Pole, der im Gasthose „Zum Kronprinzen“ logirt habe, mit Kurierpferden nach Dresden abgereist sei, daß derselbe eine Stunde auf der Soirée des Prinzen Radziwill verweilt und sich von dort am gestrigen Abend mit Herrn v. Trotta zu Jagor begeben habe, wo Beide kurze Zeit in einem Separatkabinet geplaudert hätten; er habe dafür gesorgt, daß man den Polen in Dresden beobachte.

Der Rath nickte befriedigt. „Vortrefflich,“ sagte er, „Sie sind eine Perle, Sperber, Ihnen entgeht nichts. Es scheint, daß Herr v. Trotta gefährlicher ist, als wir dachten, von der Russin erhält er Geld und mit polnischen Emisären konspirirt er.“ (Fortsetzung folgt.)



Die Einsegnung des Wassers in einem russischen Dorfe. (S. 96)



Der Nashornvogel. Originalzeichnung von Jean Bungartz. (S. 96)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Einsegnung des Wassers in Rußland. (Mit Bild auf Seite 94.) — Der 1. August ist in Rußland ein Feiertag, welcher dem Andenken an die Fahrt des Heilandes mit seinen Jüngern auf dem See Genezareth und die dabei erfolgte Sturmbeschwörung geweiht ist, und in allen an Seen und Flüssen gelegenen Ortschaften zu der auf Seite 94 dargestellten Einsegnung des Wassers Veranlassung gibt. Nach dem Morgengottesdienste begibt sich eine feierliche Prozession von der Kirche zum Ufer, wo der Pope mit den Trägern der Fahnen und Heiligenbilder entweder eine in das Wasser hinein gebaute Landungsbrücke oder ein eigens zu dem Zwecke hergerichtete und am Ufer verankertes Floß, das mit Tannenbäumen und hohen Kirchenleuchtern mit brennenden Kerzen besetzt ist, betritt. Nachdem der Pope zuerst gebetet, taucht er ein goldenes Kreuz, das er um den Hals getragen, sowie auch die Fahnen dreimal in das Wasser, das nun als geweiht und geheiligt gilt. Als bald stürzen sich viele Leute vom Ufer, von einer Brücke oder von Rähnen aus in das Wasser und schwimmen darin umher, um die als heilkräftig gerühmte Wirkung des geweihten Wassers an sich zu erproben. Frauen begießen ihre Kinder damit und füllen es in Krüge, um es im Laufe des Jahres als Heilmittel gegen alle möglichen Gebreden zu benutzen.

Der Nashornvogel. (Mit Bild auf Seite 95.) — Der Nashornvogel oder Homray, den unser Bild auf Seite 95 darstellt, bewohnt vorzugsweise die Hochwäldungen Indiens bis zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meere und die dichten Schungeln oder Sumpfsümpfe. Er ist ein schöner Vogel von 1,2 Meter Länge, wovon 26 Centimeter auf den dicken Schnabel kommen, mit einem stattlichen, aus schwarz und weißen Querverbindungen bestehenden Gefieder; Oberschnabel und der merkwürdige Schnabelausfuss, dem der Vogel seinen Namen verdankt, sind roth, in Wachsgelb übergehend, der Unterkiefer gelb und roth, an der Spitze dunkelbraun. Die Nashornvögel nisten nicht in gewöhnlicher Weise, sondern wenn das Weibchen seine fünf bis sechs Eier in eine hinreichend große Baumhöhle gelegt hat, wird es durch das Männchen in diese Höhlung mit Lehm eingemauert und von ihm, wie unsere Abbildung es zeigt, während der ganzen Dauer der Brutzeit gefüttert, bis dann das Weibchen endlich, nachdem der Lehm durch das Männchen wieder entfernt worden, mit den halbflügeligen Jungen zum Vorschein kommt. Die Nashornvögel leben vorwiegend von Baumfrüchten, verschmähen jedoch auch thierische Nahrung nicht.

Ein unmögliches Verlangen. — König Ludwig XIV., der bekanntlich äußerst penibel in der Etiquette war, ließ einen berühmten Violinpieler, der sich durch Unordentlichkeit in seiner Kleidung auszeichnete, zur Audienz befehlen. Der Künstler fährt also in seidene Kniestrümpfe, die bei ihm gar selten gebraucht wurden, und in seinen neuesten Mod. Nach stundenlangem Abmühen ist er endlich zur Audienz fertig. Der gefürchtete Moment naht; die Fügelthüren öffnen sich, er sieht vor Seiner Majestät. Diese Verbeugung seitens des Künstlers, eine ängstliche Pause, in der der König ihn von Kopf bis Fuß genau zu mustern gerüht. „Sind Sie der berühmte Violinpieler, von dem es heißt, daß er auf seiner Geige Alles machen kann?“ — Diese abermalige Verbeugung. „Eure Majestät,“ fängt der Künstler vor Verlegenheit hüffelnd an, „ich bin L. und —“ — „Nun,“ unterbrach ihn der ungnädige König, „wenn Sie derselbe sind, so machen Sie sich vorerst ein Paar neue Strümpfe darauf. Sie brauchen Sie notwendig.“ Damit wandte sich Seine Majestät um und ging. Erst nach einer Weile wagte L. aufzublicken, er war allein. Er sah die seidenen Strümpfe an und wirklich, da gähnte ihm ein bedenkliches Loch entgegen; beschämt schlich der Aermste weg, doch hatte der stolze König wohl ein wenig mehr Grund, sich ob seines kleinlichen Sinnes zu schämen. [L.]

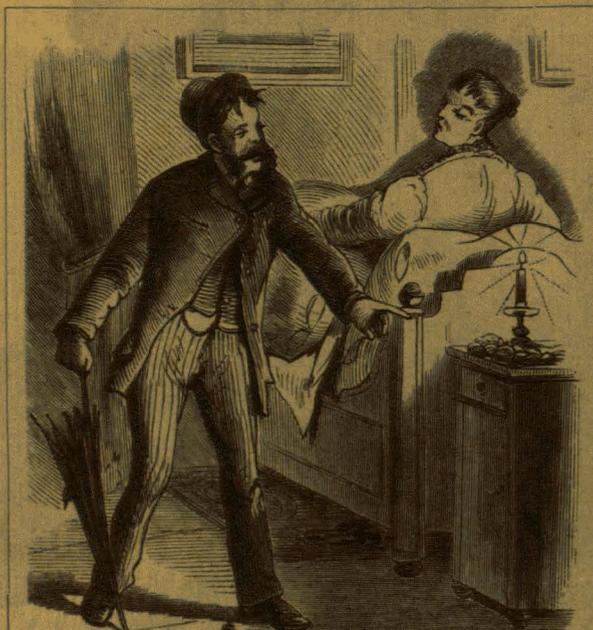
Eigenthümliches Prozeßverfahren. — Die Aino aus der japanischen Insel Jesso schlichten zumeist ihre Zwistigkeiten und Rechtschändel vermittelst eines — tüchtigen Knotenlockes. Ein aus Verwandten und Freunden zusammengesetzter Rath versammelt sich, zieht den Fall in Erwägung und entscheidet sehr oft, daß die Sache vermittelst eines Stockes ausgetragen werden müsse. Am festgesetzten Tage finden sich beide Parteien am Ufer ein, richten ein Gebet an die Geister und an die Drachen des Meeres und dann beginnt der Zweikampf. Beide Kämpfer sind unbescheiden, das Loos entscheidet, wer den ersten Streich führen solle. Nun beginnt das Prügeln nach Vorschrift und Regel; das Blut fließt vom Rücken herab. Dann aber kommt die Reihe an den Beschlagenen, der reichlich wieder gibt, was er bekommen hat. Manchmal sind beide Theile so hartnäckig, daß Keiner sein Unrecht bekennen will, und sie richten einander so unarmherzig zu, daß eingeschritten werden muß. Aber der Zweikampf beginnt aufs Neue, sobald die Wunden geheilt sind, und währt, bis einer der Kämpfer nachgibt; zuweilen endet er aber erst mit dem Tode. Diese Duellen sind übrigens eine so gewöhnliche Sache, daß schon die Knaben ihre Rücken durch häufige Prügel abhärten. Wer sich einem solchen Kampfe entziehen will, oder während desselben sich feige benimmt, muß Vossu trinken, ein starkes Gift, dessen Bereitung ein Geheimniß der Aino ist. Um bei Trauerfeierlichkeiten den Schmerz zu steigern, entleiden sich die Männer bis auf den Gürtel und schlagen auf einander mit dicken Knotenstöcken ohne

Unterbrechung so lange los, bis der Leichenzug bei der Begräbnisstätte angelangt ist. [R. D.]

Jägerlatein. — Ein alter Weidmann behauptete in einer Gesellschaft ganz ernsthaft, er habe einen so wohl dressirten Hund gehabt, daß dieser sogar vor Schneepfen auf der Speisefarte gestanden habe. — „Das ist noch gar nichts,“ fiel ihm der gegenüberstehende Oberförster in's Wort, „sehen Sie hier meinen Hektor, über dessen Aufspürtalent geht nichts, Sie mögen mir glauben oder nicht. Eines Tages gehe ich mit ihm durch die Straße, da, mit einem Male fängt er an, an einem Hause herumzuspringen, und weder durch Worte noch durch Schläge kann ich ihn fortbringen, namentlich auf die Hausthüre hatte er es abgesehen. Alle Wetter, denke ich, die Hasen werden doch nicht infognito in der Stadt umherlaufen? Als ich noch überlegte, wie ich meinen Hektor zum Weitergehen bewegen könnte, kam eine Magd und wollte in das Haus treten. „Sie entschuldigen, schönes Kind,“ sprach ich, „haben Sie vielleicht Kaninchen oder sonst etwas Wildpretartiges im Hause? Mein Hund hat hier eine Witterung, und ich möchte mich von seinem Aufspürtalent überzeugen.“ — „Wie,“ antwortete die Magd, „Sie glauben wohl gar, mein Herr sei Wildpretthändler? Da irren Sie sehr!“ — „Oder,“ fuhr ich fort, „haben Sie heute Wildpret gespeist und die Reste noch im Hause?“ — „Auch nicht, das ganze Jahr kommt kein Stück auf den Tisch, die Herrschaft ist's nicht gerne,“ sagte die Magd und öffnete die Thüre. Wie besessen lief der Hund hinein, ich und die Magd folgten ihm über den Flur, die Treppe hinauf, über einen langen Gang und erreichten den Hund in der Küche, mit beiden Vorderpfoten auf dem Tische stehend, und was lag hier? Ein aufgeschlagenes Kochbuch: Rezept 108, Hahnenbraten marinirt zu bereiten!“ [R.]

Der prompte Statistiker. — Napoleon I. legte auf Statistik einen hohen Werth, und man konnte sich als Verwaltungsbeamter kaum besser bei ihm in Gunst setzen, als durch den Ruf, ein tüchtiger Statistiker zu sein. Eines solchen Rufes erfreute sich der Präfect de Veugnot, und als einst der Kaiser seine Reise durch dessen Departement lenkte, war seine Umgebung schon im voraus voll Lobes über den ausgezeichneten Statistiker, der für einen Liebling des Kaisers galt. „Nun, nun!“ meinte Napoleon, „er wird auch seine schwachen Seiten haben und auf wichtige Fragen die Antwort schuldig bleiben. Wir werden ja sehen!“ Und als Veugnot unter ehrfurchtsvoller Neigung an des Kaisers Wagen herantrat, rief ihm dieser malitios lächelnd die Frage entgegen: „Wie viel Zugvögel haben dies Jahr Ihr Departement passiert, Herr Präfect!“ — „Nur Einer!“ erwiderte Veugnot sich tief verbeugend mit Betonung; „aber ein Adler!“ [R. 3.]

Wohlt klingende Vornamen. — Als der Sohn des bekannten Dichters und Homer-Übersetzers J. H. Voss geboren wurde und von seinem Vathe, dem Komponisten Schütz, den Namen Abraham erhielt, war der Vater nicht sonderlich erfreut über diese Wahl und erlaubte sich, dies dem Freunde bemerklich zu machen. Schütz wollte aber nicht davon abgeben und entgegnete, dieser Name sei von seltenem Wohlklang schon um des dreifachen a willen, das er enthalte. „Nun, wie Du willst,“ entgegnete Voss, „aber wenn Deine Wohltautstheorie richtig wäre, so würde Satanas ein ebenso hübscher Vorname sein.“ [W.]



Die beiden Jöpsfe.

Frau: Wie kommst Du heut' wieder heim? Du hast ja einen ganz tüchtigen Jöpsf.
Mann: Du hast ihn ja auch, — ich wollt' nur, ich könnte den meinen auch so leicht auf den Nachtsisch hinlegen, wie Du.

Räthsel.

Falls drohen sollte Dir Gefahr,
Auf mich nicht immer zähle;
Doch wohl Dir, wenn ich immerdar
Dir rechter Zeit nicht fehle.
Auch wenn Du hast mich umgekehrt,
Bin ich Dir ganz vom selben Werth.

[Adolf Nagel.]

Auslösung folgt in Nr. 25.

Silben-Räthsel.

Aus folgenden Silben sollen 14 Wörter gebildet werden, deren Endbuchstaben von oben nach unten, und deren Anfangsbuchstaben von unten nach oben gelesen ein betanntes Sprichwort ergeben:

- a, bein, ber, bi, ca, che, che, del, e, e, ch, ei, ger, gli, hi, hum, iff, ker, kra, land, lat, li, li, ma, mer, ni, nüs, preis, ren, ri, ru, sa, so, tes, u, vi, ze.
- 1) Eine Stadt in Indien. 2) Ein Baum. 3) Ein berühmter Schauspieler. 4) Ein weiblicher Vorname. 5) Ein Sectenred. 6) Eine Stadt auf Sardinien. 7) Ein Weiser Griechenlands. 8) Eine Speise. 9) Eine Pflanze. 10) Ein Leuchtmaterial. 11) Ein berühmter italienischer Komponist. 12) Eine an Gelenken oft vorkommende Art Geschwulst. 13) Eine Blume. 14) Ein berühmter Literaturhistoriker und Geschichtsschreiber.

Auslösung folgt in Nr. 25. Heinrich Vogt.

Auslösung des Räthfels in Nr. 23: Schlud, Schrud.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Emil Hölter in Tübingen.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Bernhard Schönlein in Stuttgart.